

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 44. — Sonntag, 13. November 1927.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Gottesgab und der Toler Hans Tonel.



Das Bild unserer heutigen Heimatblatt-Beilage führt uns hinauf auf den Kamm unseres Erzgebirges und läßt uns von der Grenze aus einen Blick hinein ins böhmische Land tun. Der Sonne Gold verklärt ein uns bekanntes liebes Heimatbild: „Gottesgab“, altes, liebes, liederfrohes Gebirgsstädtchen — wer dich kennt, der weiß, wieviel Sonnenglück in deinen Winkeln und Gassen weht, auch wenn man dich überall in der Fremde die höchstgelegene Stadt Mitteleuropas nennt und wenn man dich tausendmal als einen rauhen Gebirgsflecken im Hochmoor bezeichnet, in dem selbst Hafer- und Kartoffelbau häufig unmöglich wird. Gewiß, das wissen wir schon, wenn wir zu dir kommen, bei dir da oben pfeift uns ein kalter Wind um die Ohren und unser Anton Günther singt von dir in seinem Lied ganz mit Recht: Da Gutsgoh is doch üwerol — In Erzgebirch bekannt, — Weil dort da gröhstn Kelt'n sei, — Wie nirgnst in ganzn Land, — On wenn aaner da Nos drfriert — Do socht mr dort halt aa: — Es kömmt nischit üwer dr Gemütlich'keit. — Hmtiteratataa. — Es kömmt nischit üwer dr Gemütlich'keit. — Hmtiteratataa. Da haben wirs schon, was das rauhe Gottesgab trotz alledem so sonnig und so warm macht — die Gemütlichkeit. Die echte erzgebirgische Gemütlichkeit, die sich in dem Grenzflecken am Fuße unseres Fichtelberges allüberall vorfindet.

Sehr viele Einwohner zählt Gottesgab nicht, etwa 2000 hat man gezählt — aber das Gottesgaber Völkchen hat seine Eigenart. Ueberall singt und klingt es aus den Hütten und Häusern, in denen die Frauen und Mädchen ihren Unterhalt mit Weißnähen, Spitzenklöppeln, Handschuhnähen bestreiten. Und die Männer — ja die „Gutsgoher Mannsleit“, von denen weiß man eigentlich gar nicht viel zu sagen. Ob sie meistens auf den Handel gehen, oder ob sie auswärts Arbeit finden? — Wahrscheinlich gibts in Gottesgab gar nicht sehr viel „Mannsleit“, denn Anton Günther singt weiter in seinem Liedel: In Gutsgoh, do sei schüna Maad, — Dos muß a jeder sogn, — War sich

dort ubn verheiern will, — Dar därf nár aana frogn. — Doch sei ja halt es ganza Gahr — A su a motterlaa, — Wenn halt noch a bar meh Boss'n wärn. — Hmtiteratataa. Aber die erzgebirgischen „Mäd“ und „Boss'n“ finden sich, wie überall, so auch in Gottesgab wieder zusammen. Anton Günther schreibt ja von sich selbst in seiner Biographie — nicht nur „Wie er zu seinen Liedern kam“, sondern er schreibt uns auch „Wie er zu seinem Weibel kam“. Es heißt da: Wen ich suchte, fand ich in der Heimat. Ein braves Weib, so recht nach meiner Art, denn in einem meiner Lieder heißt es: „Deitsch muß mei Madl seinooch meiner Art.“ Ich brachte es mit der Zeit so weit, daß ich mir selbst ein Häuschen kaufen konnte, das mein Schwiegervater, der Zimmermeister Zettl ausbaute. Und nun ist es in dem Häuschen lebendig geworden. Zwei muntere Kinder, Erwin und Marie, tummeln herum und freuen sich ihres Lebens. Und noch etwas wohnt in dem Häuschen: Die Zufriedenheit, ohne die ja das Leben einem Baum gleicht, dessen Kern krank und morsch ist. Alles, was ich meinen Angehörigen Gutes getan habe, hat sich in Segen verwandelt. Heute noch gehe ich gerne ins alte Elternhäusl huhn und nehme Anteil an Allem. Heute noch sieht die alte Großmutter im neunzigsten Lebensjahre am Klöppelsack und erzählt aus alter Zeit. Fünf Jahre sind es wohl her, als das Lied entstand „Mei Großmütterla“ und, wie es scheint, hat es auch geholfen. Sie wird von uns allen verehrt, sozusagen wie eine Heilige betrachtet.

— Ueberall klingt also in Gottesgab das Hohe Lied der Frauen. Und wahrlich, vom „gunge Maadel“ bis „zun Großmütterla“ hat Anton Günther uns Gottesgab in seinen Liedern verherrlicht, so daß das Grenzstädtchen im ganzen Land bekannt geworden ist und von Touristen und Fremden, die durch unsere Berge ziehen, stets gern aufgesucht wird. Ist Gottesgab ein liederfrohes Städtchen und rühmt man seine „Weibsleit“, so ist es doch nur folgerichtig, daß auch der „Gutsgoher Wein“ sein Lob verdient, denn Wein, Weib und Gesang gehören nun mal



Verbrüderungsturm bei Gottesgab.

zusammen und wir wollen mit Anton Günther unsere Betrachtung über Gottesgab schließen: Viel Fremda komma ze ons do rauf, — Do griecht mr gutn Wei, — Da Musik spielt a Liedl auf, — Drem is halt gar su sei. — Dr Wei, dar schmeckt on trinkt sich gut, — Doch därf mrsch net versah, — Denn wenn r nauf in Nischl steicht, giehts — Hmtiteratataa. S.

Wie das Lied entstand:

„Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt'.“

Unser neues sächsisches Landesgesangbuch enthält eine ganze Reihe von Liedern, welche von Erzgebirgern gedichtet worden sind. Eines der schönsten darunter ist das Trostlied Johann Hermann Scheins: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt'.“ Johann Hermann Schein stammt aus Grünhain im Erzgebirge, wo sein Vater Pastor war. Dort erblickte er das Licht der Welt am 20. Januar 1586. Schein ward nachmal's Kantor der Thomasschule zu Leipzig. Als Komponist und Liederdichter hatte er zu seiner Zeit nicht seinesgleichen. Die Geschichte der Musik nennt ihn heute noch als einen der Größten, die in Deutschland jemals durch weltliche und geistliche Kompositionen die Liebhaber entzückt und selbst die Kenner zur Bewunderung hingerissen haben. Und dennoch ist er jetzt so gut wie vergessen.

Das soll nicht sein. Wir Erzgebirger zumal haben alle Ursache, auf ihn stolz zu sein und somit sein Andenken unter uns stets zu erneuern. Diesem Zwecke dient die folgende kleine Erzählung: Wie das Lied entstand: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt'.“ Möchte sie den Lesern erfreulich sein und dem Helden der Erzählung unter ihnen diejenigen Sympathien gewinnen, die der stille Dulder einst bei seinen Zeitgenossen in so reichem Maße gefunden hat und gewiß auch heute noch verdient.

Es war der 13. Dezember 1628. Ein Jahr nahte sich seinem Ende, das Deutschlands Bewohnern Herzeleid und Kümmernis genug gebracht. Schon über 10 Jahre währte der entsetzlichste, der grauenvollste aller Kriege, die Deutschland je gesehen. Ströme Blutes waren bereits geflossen, ein blühender Gau nach dem anderen verheert und noch war kein Ende abzusehen. Zwar, im Herzen Deutschlands blieb Kursachsen von dem Elende des Krieges zunächst noch ziemlich unberührt, aber höher und höher schwall die Flut, sie bedrohte mehr und mehr auch die für sicher gehaltene Küste.

Handel und Wandel storkten, es erlahmte der fröhliche Aufschwung der Geschäfte und jegliche Unternehmungslust. Das merkte man in Leipzig zumal, das ehemals noch ganz anders als jetzt der Mittelpunkt des Verkehrs und allen Handels im gewerbreichen Sachsen war.

In Leipzig saß an jenem Tage in einer geräumigen Stube seiner Amtswohnung in der altberühmten Thomasschule der Kantor Johann Hermann Schein. Er saß in einem Lehnstuhle am Fenster, durch welches er in die Winterlandschaft hinaus sah. Aber trotz des Feuers, das, von buchenen Scheiten genährt, hinter den grünen Kacheln knisterte und in glühenden Flämmchen durch die Oeffnungen der Oefentür dann und wann sichtbar ward, fröstelte Schein. Er hüllte sich fester in sein mit Pelz verbrämtes Gewand und rückte den Stuhl vom Fenster weg in die Nähe des Ofens.

Schein stand nur erst im 43. Lebensjahre. Aber schwere Krankheitsanfalle hatten seine Kraft vor der Zeit gebrochen und ließen ihn matt und schwach erscheinen. Seine Wangen waren eingefallen. Wohl färbte sie ein krankhaftes Rot, aber es verlieh ihnen nicht den Schein der Gesundheit sondern verriet nur mehr den Keim des Todes in ihm. Die feinen, mageren Hände, auf denen die Adern bläulich schimmerten, ruhten kraftlos im Schoße. Er hatte sie gefaltet.

Brennenden Auges sah er vor sich hin. Sein Blick fiel auf die gegenüberliegende Wand. Dort lag auf einem Tisch sein

Liebblingsinstrument, die Laute. Darüber hingen Bilder, die Porträts seiner Eltern und seiner vor wenigen Jahren verstorbenen geliebten ersten Frau, weiter unten eine einfache Bleistiftzeichnung, das Städtchen Grünhain, der Ort seiner Geburt.

Er rief Bilder aus der Vergangenheit in sich wieder wach, wie er als Kind auf der grünen Flur und in den dunklen Wäldern ringsum mit den Altersgenossen gespielt, wie er dann nach des Vaters frühem Tode das ihm so lieb gewordene Pfarrhaus hatte verlassen müssen und mit der Mutter nach Dresden gezogen war. Dort hatte ihn, den früh verwaiseten, die Liebe der Großeltern und die Fürsorge des Kurfürsten, der ihn durch Vermittlung seines Oberhofpredigers, des hochberühmten Dr. Polykarp Leyser, als „Diskantist“, in seine „Kantoren“ aufgenommen, behütet und erzogen, bis er im 17. Jahre, nachdem seine Stimme mutiert, auf kurfürstlichen Befehl „zu weiterer Versorgung“ in die Schulpforte geschickt worden war. Von hier aus hatte er, empfohlen durch ein treffliches Zeugnis seiner Lehrer und ausgerüstet mit einem kurfürstlichen Stipendium, die Universität Leipzig bezogen, um „hierselbst bis ins vierte Jahr neben den freien Künsten die Jurisprudenz“ zu studieren.

Aber seine eigentliche Liebe war doch immer die Musik geblieben, die ja gerade damals von Italien aus neue Anregung und wesentliche Förderung erfuhr. Sie blieb die verschwiegene Freundin seiner einsamen Stunden, wie sie in fröhlicher Geselligkeit die unter Freunden zugebrachten ihm verschönte. Sie verschaffte ihm auch zuerst sein Brot.

Im Jahre 1611 ward der fünfundzwanzigjährige Jüngling „bei dem Wol Edeln Gestrengen und Westen Herrn Gottfried von Wolffersdorf Churf. Sächs. Hauptmann zu Weisensfels zu seiner jungen Edelleute Praeceptorem und dessen Hausmusic Directorem angenommen.“ Es war wohl die glücklichste Zeit seines Lebens, die Zeit, der er neben der Anregung des Pfarrhauses, in dem er seine Kinderjahre verlebte, auch zumeist Halt und Richtung und ernste christliche Gesinnung verdankte. Anno 1615 empfahl ihn sein Gönner an Johann Ernst den Jüngeren, Herzog von Sachsen, der ihn als Kapellmeister nach Weimar rief.

Es waren schöne Jahre, die er hier verlebte, beglückt durch die Gunst des edlen Fürsten und beseligt durch die Liebe seiner teuren ersten Frau Sidonie, der Geliebten seiner Jugend. Er hatte sie einst in Dresden kennen gelernt und nunmehr heimgeführt.

Sein Auge leuchtete wieder auf bei der Erinnerung an jene glückliche Zeit. Er wandte sein Antlitz voll der Sonne zu, die noch immer hoch am Himmel stand und, mit goldnem Licht das Zimmer überslutend, auch des Kranken Antlitz mit einem rosigen Schimmer übergoß.

Viel hatte Schein der gnädigen Führung Gottes bis dahin zu verdanken, er war sich dessen wohl bewußt, um seine Lippen schwebte leise ein tief empfundenes Gebet. Und Gott war nicht müde geworden, ihn auch ferner zu segnen. Die Stellung eines Chordirektors und Kantors der Schule zu St. Thomas in Leipzig war schon damals, wie noch heute, eine der geachteten, von strebsamen Künstlern meist begehrten in deutschen Landen. Auch sie ward ihm im Jahre 1616 zuteil. Er war glücklich in seinem Amte und glücklich in seinem Hause. Er durfte Höheres nicht erwarten und begehrte es nicht. Sein Lebensschifflein schien in den Hafen der Ruhe, ja des Glückes eingelaufen zu sein.

Und doch sollte gerade jetzt eine Trübsal nach der andern ihn treffen. So ist es nach Gottes Willen der Menschheit Los. Auch das edle Gold bedarf zu voller Reinigung der läuternden Flammen. Gott hatte die Ehe Scheins mit fünf Kindern bis dahin gesegnet. Drei liebliche Töchter starben ihm schon früh, noch in der Weimarer Zeit. Aber er durfte sich zweier Söhne freuen, die sichtlich gediehen. Da ward ihm im Jahre 1624 ein

schweres Hauskreuz auferlegt durch den für ihn selber, wie die Kinder, viel zu frühen Tod seines lieben Weibes. Sie starb im Kindbett. Schein war trostlos. Es gelang seinen Freunden nur schwer, ihn zu trösten, wie sehr sie sich auch darum bemühten. Insbesondere war es der später so berühmte gewordene Liederdichter Paul Fleming, der durch Beweise zarter Teilnahme den Tiefgebeugten aufzurichten versuchte.

Schein hatte Paul Fleming immer besonders lieb gehabt. Seit der liebenswürdige und talentvolle Knabe die Thomasschule bezogen, hatte sich Schein als Landsmann und Lehrer seiner mit besonderer Liebe immer angenommen. Nun erntete er den Lohn für seine Güte in der rührenden Anhänglichkeit und innigen Verehrung, die warmherzig auch Paul Fleming ihm entgegenbrachte.

Jetzt eben erinnerte sich der Kranke mit wehmütiger Freude wieder des Liebes, das Paul Fleming damals ihm bei dem Hingang seiner geliebten Sidonie gewidmet. Es war ein lateinisches Epigramm. Nach der Sitte der Zeit hatte sich auch Paul Fleming zuerst in lateinischen Gedichten versucht. Mit erstaunlicher Leichtigkeit entquoll Vers auf Vers seiner schreiblustigen Feder. Man merkt es der Form an, wie sorgsam er die klassischen Muster Roms studiert. Nur der Inhalt verrät, und das ist ein Vorzug auch der lateinischen Gedichte Flemings, den Deutschen. Ein warmer Herzschlag treuer Liebe und frommen Glaubens wird hörbar unter dem kunstvollen antiken Gewand.

Schein hatte die Verse die sein Schüler, der damals erst fünfzehnjährige Fleming, ihm überreicht, noch wohl in der Erinnerung. Den Kopf nach dem Takte der Versfüße leicht hin und her bewegend, sprach er sie jetzt leise vor sich hin. Die Verse lauten in deutscher Nachdichtung:

„Liebling der Elbe und Stolz der Lindenumschatteten Pleiße,
Die uns Dresden geschenkt, Leipzig im Tode geraubt,
Ach! So entfliehst Du, Sidonia, uns in der Blüte der Jahre,
Weib, dessen Treue verdient, länger zu leben bei uns.
Ach! Nun weint der Vater betrübt, mit den Kindern der Gatte,
Und mit den Teuren zugleich weinen die Freunde voll Schmerz.
Schieneft uns mild wie ein Stern, nun wardst Du entrückt zu
den Sternen,

Die von den Sternen kam, kehrt zu den Sternen zurück.“

Wie oft hatte seitdem Schein zu den Sternen aufgeschaut, wenn sie nachts in wunderbarer Klarheit am Himmel leuchteten! Wie oft war ihm von dort durch den, der über den Sternen thront, Trost und Beruhigung geworden.

Und dann hatte die Zeit, die Wunden heilt, auch auf seine Wunde den lindernden Balsam gelegt. Nach Ablauf des Trauerjahres hatte er sich — denn die Verhältnisse geboten es — wieder vermählt. In Elisabeth von der Pera, der Tochter des Leipziger Bürgers und für seine Zeit hochberühmten Kunstmalers, hatte ihm Gott die Verlorene wieder finden lassen. Sie war ihm ein liebes Weib, seinen beiden Knaben eine treue Mutter geworden. Ja, mehr als dies. Für sein Wesen und seine künstlerischen Neigungen zeigte sie ein so feines Verständnis und nahm an seinen musikalischen Schöpfungen mit solcher Hingebung teil, daß es ihm zur höchsten Befriedigung gereichte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung des Erzgebirges für das Vaterland.

Das Erzgebirge ist seinem Haupteile nach ein Kammgebirge. Untergegangen sind die Erinnerungen an die Wenden, bis auf einige Ortsnamen in ihrer Sprache. Auch sind im Aberglauben noch schwache Spuren des kleinen, schwarzhaarigen, fremdsprechenden Volkes, das im verschwiegenen Waldtale dem wenig freigebigen Boden mühsam Nahrung abrang, sich in selbstgewebte grobe Leinen kleidete und vielleicht mit dem behaarten Fell des bekämpften und erlegten Waldtieres gegen das rauhe feuchte Klima des Miriquidwaldes schützte.

Germanen bewohnten das Gebirge erst vom 14. Jahrhundert an. Im 15. Jahrhundert werden Neustädte, Schlema, Grünhain außer wendisch benannten Orten schon erwähnt. Da nur wenige zum Kamm vordrangen, blieb das wilde Waldgebirge eine Scheidewand zwischen den Wohnplätzen der Slaven in Böhmen und derer in Sachsen. Die Scheidewand erleichterte die Erhaltung und Einführung des Deutschtums und damit einer höheren Entwicklungsstufe.

Diese schützende Rolle spielte das Gebirge auch im Hussitenkriege. Die Gebirgsmauer hinderte die Unternehmungen der Hussiten sehr, indem sie von einem eigentlichen Besitzergreifen des Landes abgehalten wurden.

Als im 30jährigen Kriege Sachsen Kriegsschauplatz wurde, da hinderte das Gebirge den österreichischen Kaiser, das für ihn als Wiege der Reformation wichtige Land zu behaupten und unmittelbar Einfluß zu gewinnen.

Wie in geschichtlicher, so ist auch in natürlicher Beziehung das Gebirge wichtig für Sachsen. Noch heute finden wir stattliche Wälder. Der Wald aber ist der Vermittler zwischen Luft und Erde. Den rasenden Lauf der Stürme weicht der Wald zu besänftigen, die gefährdrohende Gewitterelektrizität leitet er ab, das Wasser lenkt er in die Tiefe, aus der es in dem Seitentale als Quelle hervorbricht, die Fluren des Landmanns trinkt er, dem Müller treibt er die Mühle und günstige Gelegenheit zur Ansiedlung bietet er allen denen, die der Wasserkraft bedürfen. Solche Ansiedlungen bergen die Täler der Mulde, der Fischpau, der Schma, der Chemnitz. Im Sommer dient das Gebirge als die Sparbüchse, die bei Wassermangel noch die Not lindern kann. Außer dem Wasser spendet das Gebirge auch dem Lande Holz, das als Brenn- und Bauholz verwendet wird. Zu erwähnen sind besonders die auf den Holzreichtum sich stützenden bodenständigen Gewerbe, so früher die Glasfabrikation, jetzt die Holzschleiferei und Spielwarenfabrikation. Auch die Eisenindustrie, die früher im Gebirge blühte, war auf den Holzreichtum zurückzuführen. Das Erlöschen derselben folgte auf die Verteuerung des Holzes. Wichtig sind auch die Torflager.

Aber auch im Innern birgt das Erzgebirge Schätze fürs Land. Im steinernen Gebirgskörper schlummerten Silberadern. Die Reichtümer verhalfen den Landesfürsten zur Hebung der Macht und des Einflusses unseres Landes. Es entstanden neue Bergorte, die vielfach für die Entwicklung des Landes auch in geistiger Beziehung wichtig geworden sind: wie Freiberg, Annaberg und andere Städte.

Mit dem Erzbergbau in Verbindung stehen die Blaufarbenwerke, die von bedeutendem Einfluß auf Handelsbeziehungen zum Auslande wurden. Ihren eigentlichen Ursprung haben die großartigen chemischen Fabriken in den Glashütten gehabt, die der Holzreichtum des Gebirges in Begleitung der Bergwerke entstehen ließ. 1822 erfand in Schneeberg Dr. Geitner die Bereitung des wichtigen Argentans oder Neusilbers. Eine Grube bei Aue lieferte Böttcher den Stoff zu seinen Versuchen, deren Ergebnis die Porzellanerzeugung in Sachsen wurde.

Da die Bergleute Freunde des Bergmannssohnes Luther waren, so steht auch mit dem Bergbau in Verbindung die Einwanderung Vertriebener aus katholischen Ländern. Die Einwanderer brachten Gewerbefleiß und neue Beschäftigungsarten ins Gebirge. Selbst nach dem Erliegen des Bergbaues finden wir noch die Bodenbeschaffenheit wesentlich. Die dichte Bevölkerungszahl im Bergbaugebiete erleichterte das Entstehen der Hausindustrie, wie der Spitzenklöppelei und der Posamentenfabrikation.

Erst in neuerer Zeit sind die Kohlen, die am Fuße des Erzgebirges reichlich vorhanden sind, von so weittragender Bedeutung geworden. Im Zeitalter der Dampfkraft sind Kohle und Eisen Träger und Stützen der Industrie.

Aus alledem geht hervor, daß unser heimisches Gebirge bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung unseres gesamten Vaterlandes geübt hat.



Nooch 'n Feiertag.

E' neizeitliches Gesuch.

(Nachdruck verboten.)

Als Lehrgung hob ich ausgelarnt,
kaa schreim, verrachne' un verbuch'n;
nu möcht' ich, als talent'ge Kraft,
mir eene neie Shtelling¹⁾ such'n.

De Arbet is bei mir nār Spiel!
Ich kenn' do keene Schwierigkat'n,
un hob men'n Kup su ganz für mir;
drüm will ich aah ne „Scheff“ vertrat'n.

Beschäftigt möcht' ich net viel sei —
wenn's lange is: 3 Würmittig-Stunden.
Ich schwärm vür Freiheit, Tanz un Sport
un bie net garne ah-gebunden.

Uff Urlaub, ei, do gab ich viel!
Zah' Woch'n kaa dar sei bemass'n;
mei Shtaden-Pfahr²⁾ is do de See,
dann treib ich off de Barg mei Waf'n.

's Gehalt möcht' ich tog-taglich hoom:
12 Mark zur Nut — die könnent lange.
Wenn's zwanzig sei, is aah net schlimm —
ich waß mit all'n wos ah-zefange'!

Mit „wärz'g“³⁾ trat ich in Bangju⁴⁾,
will noch mei Laam in Ruh genießen;
e Denkmol wär do ahgebracht . . .
'ne Villa tät ich mehr begrüßen.

Dos wärn hauptsächlich su die Wünsch',
nooch dann de Leit siech müssen richt'n.
Un „schriftlich“ möcht' ich alles hoom,
finst kaa ich mieh zu nisch't verpflicht'n.

Anmerkung:

Uem Auskunft ärngdwu ah-zefreeng,
muß ich gefälligt mir verbat'n!
Ich will, als ub-beschrieb'nes Blatt,
„nobel“ in meine Shtelling trat'n.

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ neue Anstellung. ²⁾ mein Stedenpferd. ³⁾ 40 Jahren.
⁴⁾ Ruhestand, Pension.

Dr Kärmes-Gast.

Nachdruck
verboten.

(Fortsetzung.)

„Macht eich sei kaane gruf'n Imstānd wag'n mir,“ jung iech
ah, „iech hob sei erscht gass'n, wu iech drham fort bie — iech
hob kaa bißl Hunger!“ un doderbei hot's immer wie su e
Draschmaschin'l vor lauter Hunger in dann ausgetreigten
Roong drinne rüm gerumpelt. Na, se taten mieh oder immer
järner neeting, un do hob iech haltig dann Taller Kuchen auf-
gass'n.

Ku wur noch ewink von dann un genn geschtrieten: Wos
bei uns drham de Butter kofset — wann de Schafer-Ride ge-

heirat hatt' — wie heier de schwarz'n Bäär geroten war'n, un
wos alles noch sitte Reigkäten gewasen sei. Bei dann Hie-
un Har-reden war'sch 's Mittig-Assen rah komme. De Poth-
Muhme trug fest off ne Tiesch hiezamm: Gānsbrotē — aah de
Brüh' drzu — e Schüssel voll Ardäppeln, nocherts Sauerkraut,
ei'gelegte Pflaume, un war weß wie viel sitts klaans Gelad.
Dr Poth-Better jung ah ze baten, un nu gung de Asserei lus.
Dos haaft: Geschmeckt hot mirsch sei! Es dauret gar net ewig,
do war mei Taller läär. Ihe gob mer de Muhme noch su en'n
Lork'n Flääsch hie. Ah dar wur noch verdrückt.

Nooch ne Mittig-Ass'n wiß mer dr Poth-Better emol seine
Kuhniekeln; aah ene Pärremett hatt'r für Weihnachten schu ah-
gefange. Die mußt' iech aah emol in Lang-schei' namme. Dr-
weile hot de Poth-Muhme schie wieder Kaffee gefocht, un 's war
kaa ganze Shtund har, do soß'n mer haltig immer wieder an
dann Tiesch dra' un taten in de Schnietle neibeissen.

„Es kriecht eich sei immer wieder,“ jaacht iech, wie se mir
's fünfte mol mei Schalle ei-schänken taten. „Inusse,“ jung do
mei Poth-Better drauf ah, „würüm soll's dä en'n sittn gunge
Karrl net schmecken? Wie iech su e Bof war, do war'n mir
zah oder zwölf Tup-Kließ bluß e Gelad. — Mer muß nār sen
Maul ewos ahbieten. Immer ah! Mir gaam der'sch garn. —
Heit ohmd gieh'n mer emol in de Schänk ze Tanz. Do laa-
derschte raacht auf, nocherts wards schu wieder rauskomme!“

Ei, esu e bißl Tanzmusik war mir schie raacht, un iech konnts
kaum drwarten, bis dar Ohmd rah war. Na, do wur nu erscht
noch emol richtig gassen, un drnocherts hieß: Feeter mit dr
Bläß! Dr Poth-Better hatt' de Breit'gens-Westē ahgelegt; de
Muhme in ihrn getipelten, nei'n Klād drnahm, die sog geleich
zah' Gahr günger aus.

Ober esu ein Laam, wie off dann Tanzbuden war! Dr
rääne Rudel-Tup! Ei seidel, konnt' mer do Leit sahe: grüße
un klaane, Mann'n un Weib'n — aah e paar Ah-geraachte
(Betrunkene) dorfelt'n an Ei'schank rüm. Inusse, do war halt
alles unnig enanner! Mir gefühl'n bluß die schin'n rut-badet'n
Mäd, die off de Bänk ümerink soß'n — geleich zun ahbeissen.
Ober in dare Hiesicht war iech e narisch bißl Karrl! Ich weß
net, wu dra' dos log — ober iech tat mieh egal e bißl vor de
Gumpfern schaame. Wenn iech ewink dreinei war, nocherts
ging's schie; oder haltig ze erscht, do wur iech allemol wie e rut's
Taschentüchl, wenn mieh aane ahgucken tat. Es war nār gut,
doß dr Poth-Better bei mer war, dar war in dar Hiesicht ganz
anner'sch'r ahgelegt wie iech.

„Na, mei lieber Better,“ jung ar zu mer ah, wie mir uns
dos Ding esu e bißl besahe hatt'n, „heit mußte sei emol tanz'n!
Mach' dich nār e Fänkele nah an de Mäd! Siste dä net, wie
se schie off dr Spannē? Dort drühm de Buschlieb-Kul', dos wär
geleich aane für dr; die hot sei schu ball de Wang an dr hänge
geloß'n — mit dare mußte ze erscht tanzen.“

Wärklich, dos Mädēl gefühl mer, un wie de Musikanten
esu en'n raacht'n schin'n Schleifer uhm runner blies'n, do machet
iech stracks hie zure. Harr, dos Ding ging sei emol scharmant!
Ku war de Angst waß. Ihe wur haltig aane nooch dr andern
ausgeführt — sugar de Poth-Muhme, die muß't emol mit mir
lusflaatern.

Doch bei dar Tanzerei war aah de Zeit feeter gange, un
wie iech wieder emol mei Gumpfer an ihrn Flad geschafft hatt',
do trot mei Poth-Better mit dr Muhm schu fix un fertig in dr
Klāding drinne an dr Tür dra'.

„Na, mir war'n uns nu sachte drück'n“ jaacht dr Better,
„alte Leit gehäarn ins Naast. Bleib du nār noch e bißl do; du
bist nu ämol in Droosch drinne! Do haste ne Hausknacht, un
ahamm warschte diech schu finden!“ Eh' iech viel drauf soong
kunnt, war'n se zun Loch naus. Na, es war nu wetter kaa
gruf'r Baa-Bruch; 's Laamschie machen gung wieder lus. Alle-
weil war mirsch in dar Shtimming ganz wuhl gange, off ämol
— ei, du griene Keine — do wur mer'sch esu ganz ähfällig in
men'n Kup; es drehet un drehet . . . na, iech dachte, du machst
ahamm! enKu halt vorn an Ei'schank nim, zur Tür naus, dar
Schtrooß nunner.

(Fortsetzung folgt.)